

Die Kalenderreform

Autor(en): **P.T.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **204 (1931)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-657287>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Es war im Erdäpfelgrabet bei Binggelis, als ich euch das Zimmis verspätet brachte — wegen einer Indianergeschichte.“ „Gäll das half“, triumphierte Züsi. „Ja ja, das half“, gab ihm Brönimann recht. Im Stillen aber dachte er daran, wie ihn noch jezt nach des Tages mühevoller Arbeit der Abend bei einem Buch oder bei der Zeitung ein halbes Paradies dünkte. „Ja ja, der Bueb hat's nicht gestohlen, schloß er sein besinnliches Nachdenken. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme...“ Nun hatte das Hurst Züsi die Stalltüre sperrangelweit geöffnet, und Brönimanns drei Geißen glöckelten flink heraus. „Me-e-eh“, bewillkomnten sie den ungewohnten, großen Geißbuben, der mit ihnen dorfwärts abzog. „Gut Nacht, Züsi, und den Schaden wollen wir dann gut machen“, rief er der Zurückbleibenden nach. — Ein feiner, bläulicher Herbsthauch lag über den Wiesen bis zum waldigen Kamme des Kaltberges, um den schon die abendliche Dämmerung wob. Es war wundersam mild. Das Tal noch erfüllt vom warmen Atem des Tages. Der abendliche Wald ragte in der umflorten Weite aufwärts wie eine schwarze Wand. Aus dem Dunst stachen die Giebel der wuchtigen Bauernhäuser. — Unsagbar tröstlich bimmelten die Geißenglöcklein dem Seppli entgegen, der den Einzug seiner lieben Tiere unter das väterliche Dach von einer Lücke der braunen Holzwand aus ängstlich und neugierig beobachtete. Ein heißer Freudenrausch rann durch seine Glieder. Das tat wohl nach der ausgestandenen Angst. Der Vater brachte die Geißen. Hurrah! Die Hursthexe hatte sie ihm doch geben müssen. — Als der Vater zum zweitenmal sein Melkfesseli zur Hand nahm, ohne mit einem einzigen Wort auf das unliebsame Ereignis zurückzukommen, tat der Seppli vor Freude heimlicherweise einen Luftsprung. In seinem Herzen blühte zu dieser Stunde etwas auf, das ihn innig mit dem Vater verband: Der heilige Vorsatz, ihm für sein Verstehen Dank zu wissen. Seiner Wandersehnsucht sollten die Flügel beschnitten werden! Glückselig schaute er noch einmal nach dem fernen Himmel, der, schon dunkel, zwischen hohen, schwarzen Baumwipfeln sich wölbte und an dem die ersten Sterne silberten.

Die Kalenderreform.

Vorbemerkung der Redaktion. Von einem unserer treuen Leser in Columbus (Indiana, U. S. A.) erhalten wir einen Notruf betreffend die besonders in den Vereinigten Staaten propagierte Kalenderreform und geben deshalb im Nachstehenden einem Artikel Raum, der über die von gewisser Seite geplanten Änderungen die nötige Aufklärung geben wird. — Unser Landsmann in Columbus möge sich indessen beruhigen; das gute alte Berner-motto „Nume nid g'sprängt“ hat sich — teilweise allerdings notgedrungen — auch der Völkerbundsrat zu eigen gemacht, und von dieser Seite wird jedenfalls nichts überstürzt werden.

Schon seit längerer Zeit hört man immer davon, daß im Völkerbund über eine Reform unseres Kalenders verhandelt werden soll. Es ist auch schon viel darüber verhandelt worden, ohne daß man bisher zu einem Ziele gekommen wäre. Da der Kalender eng mit den kirchlichen Festen zusammenhängt, so ist es klar, daß die Kirche mit diesen Reformen einverstanden sein muß, um nicht noch einmal einen Kalenderwarr zu erhalten, wie es in früheren Jahrhunderten nur zu oft der Fall war. Es mag jedoch von allgemeinem Interesse sein, zu wissen, wie der Kalender entstanden ist, welche Reformen er schon durchgemacht hat und welches die Vorschläge sind, die im Völkerbund verhandelt werden sollen.

Das Wort Kalender bedeutet nichts anderes als Einteilung der Zeit in gewisse Perioden. Er verdankt seine Entstehung einer bemerkenswerten Himmelserscheinung, nämlich dem ersten Sichtbarwerden der Mondichel. Seine ganze Einrichtung ist den Himmelskörpern Sonne und Mond direkt nachgebildet. Von der Sonne haben wir den Tag und das Jahr, vom Mond den Monat. Wir kennen ja alle die Einteilung des Jahres in 12 Monate mit zusammen 365 Tagen. Das Jahr stellt die Zeit dar, die die Sonne in ihrem scheinbaren Umlauf um die Erde braucht, um von einem bestimmten Punkt am Himmel, dem sogenannten Frühlingspunkt, wieder zu demselben zu gelangen. Die wahre Länge eines solchen sogenannten tropischen Sonnenjahres beträgt 365,2422 Tage. Unser Kalenderjahr ist also um 0,2422 oder rund $\frac{1}{4}$ Tag zu kurz. Um diese Differenz auszugleichen, führte

Julius Cäsar das nach ihm benannte julianische Jahr ein. Er schaltete alle 4 Jahre ein Jahr mit 366 Tagen ein, das sogenannte Schaltjahr, so daß der Fehler ungefähr ausgeglichen wurde. Bei näherem Zusehen bemerkt man jedoch, daß diese Schaltmethode mit einer durchschnittlichen Jahreslänge von 365,25 Tagen mit dem wirklichen Jahr nicht übereinstimmt.

Das Jahr wird so um 0,0078 Tage zu lang. Scheinbar ein nichtsagender Betrag. Man kann aber ausrechnen, daß diese unscheinbare Differenz in 128,5 Jahren zu einem ganzen Tag anwächst, d. h. nach dieser Zeit haben wir, wenn wir z. B. den 1. Januar schreiben, eigentlich erst den 31. Dezember. Würde dieser Kalender beibehalten, so würde es dazu führen, daß im Jahre 23,296 der kürzeste Tag auf den 21. Juni und der längste auf den 21. Dezember fallen würde.

Um diesem Übelstande abzuhelfen, führte Papst Gregor XIII. im Jahre 1582 eine Reform der Zeitrechnung durch, und zwar folgendermaßen: Nach den obigen Ausrechnungen sollte jedes 128. Jahr eine gemeines und nicht ein Schaltjahr sein. Da aber diese Auslassung eines Schaltjahres nicht bequem ist, so wurde festgelegt, daß jedes Jahr, dessen Jahreszahl durch 4 ohne Rest teilbar ist, ein Schaltjahr sein soll. Der Unterschied gegenüber dem julianischen Kalender liegt aber darin, daß von den sogenannten Säkularjahren (1700, 1800 usw.) auch nur jedes vierte ein Schaltjahr sein soll. Danach gilt als erstes dieser Schaltjahre das Jahr 1600, weil 16 durch 4 ohne Rest teilbar ist; das folgende wird das Jahr 2000 sein, während 1700, 1800, 1900, dann 2100, 2200 und 2300 usw. gemeine Jahre sind. Nach dieser Schaltmethode wird die durchschnittliche Länge eines Jahres 365,2425 Tage, was gegen das wahre Jahr nur eine Abweichung von 0,0003 Tagen bedeutet. Die Anpassung ist sehr gut. Ein Fehler von einem Tag wird erst nach 3333,3 Jahren vorhanden sein, d. h. erst nach dieser Zeit muß wieder ein Schalttag ausgelassen werden.

Papst Gregor XIII. führte den neuen Kalender so ein, daß er bestimmte, im Jahre 1582 sollen im Oktober 10 Tage (Fehler, der vom julianischen Kalender herrührt) ausgelassen wer-

den, so daß auf Donnerstag, den 4. Oktober, sogleich Freitag, der 15. Oktober, folgte. 1582 ist in der Geschichte bekannt als das Jahr der Verwirrung. Dieser gregorianische Kalender wurde damals in allen katholischen Ländern sofort eingeführt, während die protestantischen Länder sich lange dagegen wehrten. Deutschland nahm diesen Kalender im Jahre 1776 an, während ihn als letztes Völklein der Kanton Graubünden erst im Jahre 1811 endgültig annahm. Heute haben alle Christen diesen Kalender angenommen, ausgenommen einige Anhänger der griechisch-katholischen Kirche, die noch bis heute den julianischen Kalender beibehalten haben. Der Unterschied zwischen den beiden Kalendern beträgt gegenwärtig ca. 14 Tage, d. h. diese Völker feiern z. B. Neujahr, wenn wir schon den 14. Januar haben.

Nun hat ein kirchliches Fest, nämlich das Osterfest, hauptsächlich den Anstoß zur gegenwärtigen Kalenderreform gegeben. Eine alte Osterregel lautet, daß dieser Tag immer an dem dem Frühlingsvollmond folgenden Sonntag gefeiert werden soll. Unter Frühlingsvollmond versteht man den Vollmond, der auf den 21. März folgt. Fällt dieser Vollmond auf einen Samstag, den 21. März, so ist am 22. März Ostern. Ist aber schon am 20. März Vollmond, so wird der eigentliche Frühlingsvollmond auf den 18. April fallen, und wenn dieser Tag ein Sonntag ist, so folgt das Osterfest erst eine Woche später, also am 25. April. Man nennt deshalb das Osterfest und die mit ihm zusammenhängenden Feste wie Pfingsten und Auffahrt bewegliche Feste; denn Ostern kann sich in einem Zeitraum von 5 Wochen, nämlich zwischen dem 22. März und dem 25. April, bewegen. Naturgemäß wurde schon in frühern Zeiten vorgeschlagen (unter andern auch von Martin Luther), das Osterfest wie das Weihnachtsfest auf einen bestimmten Tag festzulegen. Dagegen ist natürlich sofort der Einwand berechtigt, daß dann Bezeichnungen wie Gründonnerstag, Karfreitag, Ostermontag usw. nicht mehr berechtigt sind. Ein anderer Vorschlag ist der, das Osterfest auf einen bestimmten Sonntag, z. B. auf den zweiten oder dritten nach dem 21. März festzulegen.



Das bei Sursee auf ein Bauernhaus abgestürzte Militärflugzeug, aus dem sich der wagemutige, junge Pilot durch Fallschirmabsprung retten konnte. Phot. Frießel, Sursee.

Wir kommen damit zu den Vorschlägen, die dem Völkerbundsrat unterbreitet worden sind. Die wesentlichsten Punkte sind die folgenden:

1. Der Jahresanfang soll auf den kürzesten Tag, den 22. Dezember, gelegt werden. Das hätte zur Folge, daß in einem der nächsten Jahre 10 Tage ausgelassen werden müßten. Etwas Ähnliches ist in der Geschichte des Kalenders schon zweimal vorgekommen, das eine Mal unter Papst Gregor XIII. im Jahre 1582 und das andere Mal nach Julius Cäsar, als der christliche Kalender eingeführt wurde. Zur Zeit Cäsars fing das Jahr am 1. März an, und es mußte also beim Übergang zum neuen Kalender der 1. März zum 1. Januar werden. Bei uns heißt z. B. der 9. Monat September, das heißt aber soviel wie der 7. Monat. Ähn-

lich ist der 10. Monat Oktober, eigentlich der 8. und der 11. November, der 9. Man bemerkt sofort, daß das für den Jahresanfang am 1. März stimmt und nicht für unsere Benennung der Monate.

2. Festlegung des Osterfestes: Zwei Vorschläge sind schon erwähnt worden. Heute geltende Vorschläge sind der zweite Sonntag nach dem 4. April oder der dritte Sonntag im April.

3. Das Jahr soll in 13 Monate zu je 28 Tagen eingeteilt werden. Damit würden wir 13mal 28 oder 364 Tage erhalten. Der 365. Tag soll ein Tag ohne Datum und ohne Wochentagsbenennung sein und soll mit N bezeichnet werden. Im Schaltjahr gibt es noch einen zweiten solchen Tag, der mit S bezeichnet werden soll. Der Vorteil bei diesem Kalender wäre, daß z. B. der 5. Januar, 5. Februar, 5. März usw.

immer auf denselben Wochentag, z. B. einen Montag, fallen würde.

4. Einteilung des Tages in 100 Stunden zu 100 Minuten zu 100 Sekunden. Der Vorteil wäre die dezimale Einteilung des Tages.

Diese Vorschläge sollen also vom Völkerbundsrat diskutiert werden. Die merkwürdigsten sind wohl der 3. und 4., die kaum ernsthaft zur Diskussion gebracht werden können, da der Widerstand in kirchlichen und Laienkreisen gegen eine Kalenderreform größer ist, als man im allgemeinen annimmt. P. Th.

Frau Storeys Halsband.

Der Wirklichkeit nach erzählt von John C. Waters,
Chicago.

Wenn das Gerücht nicht schon durch die ganze Stadt gelaufen wäre, so hätten doch alle, die sich zu den oberen Kreisen von St. John rechneten, aus dem gesellschaftlichen Teil der Zeitungen erfahren, daß Fürst und Fürstin Rubekoi im ersten Hotel abgestiegen waren.

Die Rubekois! Keiner Amerikanerin, die ein Haus machen wollte, brauchte es gesagt zu werden: Die Rubekois gehörten dem russischen Hochadel an. Verbanden sie nicht auch verwandtschaftliche Beziehungen mit den Romanows? Welche Ehre, daß sie gerade St. John zum Aufenthalt gewählt hatten! Die Stadt wußte die Bevorzugung gebührend zu schätzen. Alles riß sich um das Fürstenpaar. Zum fünfzigstenmal schon mußte es vom Rußland der Vorkriegszeit erzählen. Über Empfänge am Zarenhof, riesige Feste auf den Gütern der Rubekois. Dann Krieg, Umsturz, Bolschewisten. Ja, hätten die Rubekois nicht immer ein mitfühlendes Herz und eine offene Hand für ihre Muschiks gehabt, so lägen sie jetzt irgendwo verscharrt als Opfer der Sowjets. Doch die Bauern schützten sie gegen den Angriff der ersten Bolschewistenhorde, versteckten das Fürstenpaar, das seinen unschätzbaren Familienschmuck hatte retten können, und halfen ihm über die Grenze. Die Fürstin zerdrückte eine Träne in wehmütiger Erinnerung an Joan

Jwanowitsch, Sergei Michailowitsch und wie die Treuen sonst noch heißen mochten.

Die ersten zehn Jahre nach der Flucht hatte man in Europa zugebracht. Doch die Alte Welt war morsch und schläfrig. Nichts anzufangen mit den Leuten dort drüben. Deshalb schiffte man sich eines Tages kurz entschlossen mit seinen Juwelen nach Amerika ein. Die Vereinigten Staaten waren doch etwas ganz anderes. Hier konnte ein strebsamer Mensch noch vorwärts kommen. Besonders in St. John. Eine feine Stadt mit großer Zukunft! So etwas kannte man in Europa gar nicht. Geschmeichelt warf sich St. John in die Brust.

Ja, die Rubekois wollten sich hier niederlassen. Einen Teil der Juwelen verkaufen und eine große Sache aufziehen. Was? Das wußte man noch nicht so recht. Vielleicht Land kaufen und Großfarmer werden. Vielleicht auch Maultierzucht treiben. Die Maulesel von Missouri, ja, die waren eine Klasse für sich. Hatten sie nicht den Krieg gewonnen drüben in Frankreich! St. John lächelte geschmeichelt.

Natürlich brachten die Zeitungen alle möglichen Interviews mit dem Fürstenpaar. Nur der Lokalredakteur vom „St. John Inquirer“ war der Ansicht, ein paar Zeilen im gesellschaftlichen Ton genügten. Überhaupt ein merkwürdiger alter Kauz, dieser Beddington. Kümmerte sich den Teufel um so wichtige Dinge wie Gesellschaften, Verlobungen, Hochzeiten und andere Ereignisse innerhalb der exklusiven Kreise.

Saß Beddington da eines Nachmittags zehn Minuten vor Redaktionsluß auf seinem Drehstuhel. Das Telephon klingelte. „Inquirer“, brummte Beddington. „Hier Frau Storey.“ Ein bekannter Name. Der Mann, schwerreich, spielte eine große Rolle in der Stadt. „Vielleicht interessiert es Sie, zu erfahren, daß die Fürstin Rubekoi sich eines meiner Halsbänder angeeignet hat. Keine große Sache freilich, nur 15,000 Dollar wert, aber doch eine recht peinliche Angelegenheit. Ich will die Dame nicht anzeigen. Sie verstehen aber, daß ich die weitere Anwesenheit der Fürstin in St. John nach diesem bedauerlichen Vorfall nicht mehr für wünschenswert halte. Eine kurze Notiz in ihrer Zeitung dürfte genügen.“